

Dieser Blick, diese Frau

Charlotte Rampling in «The Look» oder Was das dokumentarische Porträt auch noch sein könnte

Christoph Egger · Was sind sie nicht schon besungen worden, diese bald rätselhaft grünen, bald grau prüfenden Katzenaugen unter schweren Lidern ... «Ich kenne meine verdammte Augenfarbe», sagt ihre Besitzerin dazu und auch, dass sie sich wegen ihrer Schlupflider selbstverständlich von Ärzten habe beraten lassen. Sie habe beschlossen, alles unverändert zu belassen. Nun gehört das freilich zu Charlotte Ramplings ungewöhnlicher Schönheit, einer Schönheit, die nicht nur Helmut Newton damals, 1974, die Aktfotografie entdecken und Woody Allen etwas später, 1980, für die hinreissende Dorrie in «Stardust Memories», die Dialogzeile erfinden liess: «I guess I'm a little on the beautiful side.» Dass es auch eine Schönheit der Intelligenz ist, haben allerdings nicht allzu viele der rund hundert Filme aufzeigen können, in denen die 1946 in England geborene Schauspielerin (oft nur in kleinen Rollen) bisher zu sehen gewesen ist.

Die Lust am Grundsätzlichen

Die Intelligenz ihrer Schönheit und vice versa offenbart nun ein Dokumentarfilm, der seinerseits von ungewöhnlicher Intelligenz ist. «The Look» von Angelina Maccarone ist das beste filmische Porträt eines zeitgenössischen Stars, das wir kennen. Die Filmemacherin, 1965 als Tochter italienischer Eltern bei Köln geboren, für «Verfolgt» 2006 in Locarno mit dem Goldenen Leoparden in der Sektion Cineasti del Presente ausgezeichnet, hat für ihren ersten Dokumentarfilm sichtlich erst nachgedacht, bevor sie zu filmen begann. Das Resultat ist von anderer Art als jenes Einerlei des Porträtfilms mit seiner Dramaturgie der biografischen Nacherzählung samt zugeschalteten Weggefährten (dessen brillante Parodie Woody Allens «Zelig» 1983 war), das auch im Schweizer Dokumentarfilm populärer Standard geworden zu sein scheint.

Ungewöhnlich an Maccarones Film scheint uns diese Lust, die Dinge und mit ihnen das Leben auf den Begriff zu bringen. Man merkt ihm die gründliche Konzeptarbeit ständig an; aber eben nie als Schematismus, sondern als intellektuelles Gerüst, das kluge Fragen und überraschende Situationen bereithält. Ausgangsidee war auch hier die Gesprächssituation – jedoch nicht diejenige von Filmemacherin und Weltstar. Vielmehr unterhält sich «Lady Charlotte», wie Paul Auster sie scherzhaft-ernsthaft nennt, mit Freunden (bis auf zwei Ausnahmen sind Männer das Gegenüber) in Paris, London und New York über ein von Maccarone vorgegebenes Thema. Neun Kapitel reflektieren neben persönlichen und professionellen Aspekten immer auch das Grundlegende. Und so sind es Grundgegebenheiten, anthropologische Konstanten, die «The Look» mit dem Interesse am Grundsätzlichen in den Blick fasst: Alter, Schönheit, Tabus, Dämonen, Begehren, Tod und Liebe.

Spannend ist aber nicht nur, welche neuen Aspekte der jeweilige Gesprächspartner einbringt, sondern auch, welcher Film aus Ramplings Karriere mit welchem Ausschnitt und zu welchem Zeitpunkt der Diskussion erscheint. Maccarone versteht es, dem Thema überraschende Momente abzugewinnen, etwa wenn zum Gespräch über «Age» mit Paul Auster auf dessen PS-haltigem Hausboot in New York «La caduta degli dei» (1969) kommt, der erste grosse, bedeutende Film in



Mit dem Blick der Fotografin – Charlotte Rampling auf Motivsuche in New York.

70

Ramplings Karriere, und die Schauspielerin davon spricht, wie sie zu Visconti das Vertrauen finden musste, um diese deutlich ältere Frau zu spielen.

«Exposure», zunächst die richtige Belichtung eines Films, wird im Gespräch mit dem Fotografen Peter Lindbergh schnell zur Frage nach Risiko, Enthüllung, Ausgesetztsein vor der Kamera. Zum Gefühl der Verletzlichkeit kommt jedoch das Wissen, wie man sich schützen kann. Rampling lässt ihr kräftiges Lachen ertönen: Fünfzig Jahre Arbeit hat es gebraucht, um an diesen Punkt zu gelangen. Wo Auster vom Nachlassen der Kreativität im Alter und von Sexualität spricht, bevorzugt sie den Begriff der Sinnlichkeit. Der Film hiezu ist «Stardust Memories» mit dem obigen Zitat. Bei «Beauty» – von der die Schauspielerin weiss, dass sie ihr manches erleichtert hat – ist das Beispiel «Swimming Pool» (2003) von François Ozon, wo sich die ältere Jungfer in der unbefangenen jungen Frau «ihre erotische Seite erfindet», wie Rampling sagt, die «das Verruchte an solchen Figuren» reizt.

Um «Demons» dreht sich das Gespräch mit dem Lyriker Frederick Seidel in New York, um Angst und Schermtut und einen «Zustand gesteigerten Empfindens». Die Szene aus Lumets «The Verdict» (1982), in der Paul Newman sie hart ins Gesicht schlägt, handelt von Strafe, die es zu akzeptieren gelte. Für «Desire» kurvt die perfekt zweisprachige Schauspielerin im Mini durch Paris, zu Franckie Diago, der Szenenbildnerin von Laurent Cantets «Vers le sud» (2005), und damit zu Helen, der Sextouristin in Haiti, der «uncharismatischsten Person», die sie je dargestellt habe. Für «Love» steht Oshimas «Max mon amour» (1986) mit seiner «idealen, nur vom Fühlen bestimmten», völlig stimmigen Beziehung zu einem Schimpansen. Auf das Gespräch mit den Schwestern Joy und Cynthia Fleury, Regisseurin und Fotografin, folgt als Abschluss eine «promenade charmante» an der Seine.

«Death», das ist Ozons «Sous le sable» (2000) und etwas, das Charlotte Rampling zu kompliziert findet, um darüber zu sprechen. Im Unterschied zum Maler Anthony Palliser hat sie dann eben trotzdem etwas dazu zu sagen. Ihrer Meinung nach gehörte der Tod ebenso zu den «Tabus» wie damals, 1974, Liliana Cavani's «Il portiere di notte», der zumal in Italien einen riesigen Aufruhr verursachte. Noch heute scheint die Schauspielerin betroffen von der unqualifizierten Attacke der Kritikerin Pauline Kael auf sie als Person. Im Studio singt sie noch einmal Friedrich Hollaenders «Wenn ich mir was wünschen dürfte»: das Gespräch mit dem Fotografen Juergen Teller dreht sich um die Produktion der erotischen Bildfolge «Louis XV».

Spiel und Ernst

«Filmischste» Sequenz ist «Resonance». Dem unbestimmten Begriff des «Mitschwingens» entspricht die Übungsanlage im Boxring, zu der sie ein junger Mann – der Regisseur Barnaby Southcombe, ihr ältester Sohn – sichtlich gegen ihren Willen nötigt. Sie gerät zur faszinierenden Ergründung von Techniken und Methoden des Schauspielers, bei der Spiel und Ernst, Wirklichkeit und Fiktion fast ununterscheidbar ineinander übergehen («self-consciousness», als Selbstbewusstsein übersetzt, meint aber wohl eher Befangenheit, Gemüthlichkeit). Silvio Narizzano's witziger «Georgy Girl» (1966), wo die junge Mutter absolut nichts wissen will von ihrem eben geborenen Baby, lässt unwillkürlich an Ramplings düsteren Part der Mutter in Lars von Triers «Melancholia» denken, die nichts von der Hochzeit ihrer Tochter hält. – Der Blick, «the look»: Er war auch damals schon da.

◆◆◆◆ Voraussichtlich ab 1. Dezember in den Schweizer Kinos.